

Und sie liebten sich doch.

Humoreske von Josef G a n g l.

Wer ehrlich leben möchte, der soll in der oberen Säufenan ein Bergbauer werden. Dort zwingt die Armut zur rechten Tugend. So viel einer braucht, beschert ihm in der Säufenan der Himmel. Aber mehr nicht. Und wer dort nicht brav und fleißig ist und die Stunde veräumbt, die der Himmel zum Erdäpfelheimbringen gab, der kriegt die Erdäpfel nimmer.

Den Pauli verdroß das Braubreiben seit seiner Kindheit. Er war aber nicht traurig, weil er nicht nach Herzenslust schlafen konnte, sondern vergnügte sich, so viel es ging. Sein Weib, die Raffla, hatte ihn deshalb geheiratet, weil er so kurzweilig war. Hernach wurde ihr seine immerwährende Lustigkeit doch zuwider. Er wollte sich mehr Gutes gönnen, als die kleine Wirtschaft trug. Wenn ihm Raffla einen Genuß verbot, wurde er wild. Aber Raffla war nicht leicht zu beschwichtigen. Sie war in der „schiefen Gurb“ aufgewachsen, die ein recht tüchtiger und tapferer Bergkrieger von der oberen Säufenan aus in vier Stunden erreichen kann. Wer dort oben groß wird, dem kann sonst nichts mehr so recht bange werden. Pauli kam neben der Raffla zu seinem rechten Wohlleben. So suchte er sich denn fern von ihr zu erfreuen. Er verlegte sich auf ein Geschäft, das ihn oft weit von ihr fortführte — auf den Holzhandel. Das Geschäft gefiel der Raffla nicht. Pauli schwoigte nicht dabei, wie es Gott von den Menschen haben will, daß er und trant über alle Gebührligkeit und brachte trotzdem noch Geld heim. Raffla sah, daß er, um es recht gut haben zu können, den Bauern für ihre Wälder viel zu wenig gab. Und sie war rechtlich genug, um von dem, was er verhandelte, nichts zu berühren, außer wenn sie ihm davon etwas an den Kopf schmiß.

Wenn er von seinen Gängen nüderten heim kam, verlebte sie aber doch manche schöne friedliche Stunde miteinander. Oft kam er aber betrunken. Dann machten ihn ihre bösen Worte rasend. Im Kaufschlug er auf das Weib zu. Raffla schlug recht fleißig zurück. Aber zumeist unterlag sie mit ihrer Kraft der seinigen. Nach einem jeden solchen Siege hat er freilich wieder um Gnade. Und Raffla hatte ihn doch zu gern, um ihm lange böse Feinde zu können. Aber völlig rachsuchtsfrei wurde sie deswegen doch nicht. Sie fühlte immer die Luft, ihm einmal alles heimzuzahlen, was sie ihm jetzt noch schuldig bleiben mußte.

Ihm that der Holzhandel nicht gar lange gut. Als es ihm dabei am besten gefallen hätte, bekam er die Gicht. Eines schönen Tages konnte er nicht mehr von Raffla fort. Er bot alle Kraft auf, um aus dem Bett zu kommen. Aber es ging nicht. Lediglich auf das Erbarmen des Weibes angewiesen, mußte er daliegen. Pauli war trotz seiner Mannbarkeit sehr wehleidig. Er hätte bei gar keiner Forderung mehr schreien und jammern können als jetzt. Dabei litt er fleißig mehr als körperlich. Am meisten quälte ihn die Furcht, daß ihn die Gicht zu einem langen Dahimbleiben zwingen könnte. Seine Freizügigkeit war bisher sein größtes Glück gewesen. Er weinte um sie unaufhörlich heiße Thränen. Raffla zeigte sich nicht so mitleidig, wie er es wünschte. Sie ließ es zwar bei seiner Betreuung an dem Nöthigsten nicht fehlen. Aber zuviel mußte sie sich nicht um ihn. Er meinte, daß ihr seine Qualen das Herz zerschneiden sollten. Aber aus Mitleid wurde ihr kein Auge naß. Wäre er gefährlicher krank gewesen, so hätte ihr das gewiß auch die richtigen Sorgen gemacht. Die Gicht gönnte sie ihm. Sie hielt es für recht, daß er für das litt, wovon er die Gicht bekam. Und weil sie seine Wehleidigkeit kannte, ward sie von seinem Geschrei eher lustig als traurig gestimmt. Sie hätte es vielleicht nicht gesagt, daß ihr sein Jammer Spaß machte. Aber er wurde zu groß, als er sie zu seinen bedrängten Klagen etliche Male spöttisch lächeln sah. Da sagte sie es ihm denn ohne Hinterhalt, so wie sie es meinte:

„Ich halte dich für ein ganz heilsames Weibchen,“ sagte sie. „Merk Dir nur, was Du jetzt für Deine Schleichigkeit leiden müßt. Und wenn Du wieder gesund wirst, dann sei brav.“

„Nein!“ schrie er zornig. „Wenn ich wieder gesund werde, dann treibe ich es Dir zur Galle ärger als je, dann bringe ich es Dir ein, daß Dir mein jegliches Leiden gefällt.“

„Wenn Du so gewillt bist,“ sagte sie, „dann muß ich wünschen, daß Du liegen bleibst. Lieber bist Du mir, wenn Du Dich gar nicht regen kannst, als wenn Du Dich nur regst, um mich zu schlagen. Ja, so liege nur und leide. Mir wird das gar nicht zuwider werden. Lieber pflege ich einen Kranken als einen Besoffenen.“

er. „Wein! Der wird mir aufhelfen! Und dann freue Dich!“

Sie lachte ihm in das Gesicht. „Tob nur, mein lieber Pauli. Ich hab in Deiner Gewalt auch oft getobt und es hat mir nicht geholfen. Jetzt bist einmal Du in meiner Gewalt.“ Er verlangte nun ungebärdig einen Stod, damit er nach ihr schlagen könne. Sie lachte. Da wollte er aus dem Bette, fiel aber gleich nach der ersten Anstrengung wimmernd zurück. Dann versuchte er das Weib, so böse er konnte, und schließlich fing er zu weinen und bitterlich über sein grausames Gesicht zu klagen an.

Das alles war ihr für die von ihm erhaltenen Schläge noch nicht genug. Schlechtere Weiber heucheln in solchen Fällen Mitleid, an das sie dann sogar theilweise selbst zu glauben vermögen. Aber Raffla war zu einem solchen Verstellen zu ehrlich. Sie gestand sich selbst und auch dem Pauli die Genußgenuß ein, die sie bei seinen Qualen empfand.

Je mehr er jammerte, desto befriedigter lächelte sie. Das Stechen in seinen Beinen wurde immer ärger. Raffla hatte ihm große Pflaster aufgelegt. Die halfen aber nichts. Er rief sie weg. Gerne hätte er sie dem Weibe auf das Gesicht gepöckelt. Das brachte er aber nicht zuwege, denn auch in seinen Händen nach die Gicht. Dann verlangte er, daß sie ihm etwas anderes zur Vinderung seiner Schmerzen verschaffen sollte. Sie hätte wohl ein gutes Mittel gewußt. Ihre Nachbarin hatte einen in der ganzen Säufenan berühmten „Reißengeist“. Den wollte Raffla erst holen, bis die Gicht den Mann gehörig zermürbt hatte. Sie sagte sich: „Mache ich ihn gleich wieder gesund, so hat sein Krankeisen seinen guten Zweck gehabt. Wenn er so untüchtig aufsteht, wie er jetzt ist, schlägt er mich gleich wieder.“ Deshalb sprach sie von dem Reißengeist nichts. Aber Pauli hatte von dem guten Gichtmittel schon reden gehört. Und nun erinnerte er sich dessen.

„Die Nachbarin hat einen Geist!“ sagte er. „Mit dem wirft Du mich einreiben. Gehe gleich und hole ihn.“

Es blieb ihr nun nichts übrig, als hinaus zu gehen. Draußen im Hofraum blieb sie stehen. Sie war nicht geneigt, den Reißengeist jetzt zu holen. In der Kammer hatte sie einen anderen Geist. Den hatte ihr einmal, als die alte Kuh lamm gewesen war, der Schönhäler Feldscher gegeben. Die Kuh wurde nach der dritten Einreibung hin. Der Geist hatte sie zwar nicht umgebracht, aber er brannte ihr doch die Haare von den Beinen weg und schuf ihr mehr Schmerzen, anstatt weniger. Raffla hatte mit ihren von schwerer Arbeit gar hart gewordenen Händen das arme Thier eingerieben. Andere Hände hätte der fürchterlich scharfe Geist übel zugerichtet. Aber Raffla spürte ihn auf ihren Schwielen gar nicht.

Sie dachte nun: „Zu arg kann es dem Pauli nicht schaden, wenn ich ihn damit einreibe. Und ein Theil seiner nichtsnutzigen Haut mag immerhin daraufgehen. Daran liegt nichts.“ Dann ging sie starken Muthes in die Kammer, ging den Geist in eine Flasche, die der Mann noch nicht kennen mochte, und ging wieder in die Stube zurück.

Pauli hatte sie mit Sehnsucht erwartet. „Hat sie ihn Dir gegeben?“ und ist es auch der rechte?“ fragte er. Sie nickte zur Antwort. Und dabei dachte sie: „Für Dich, Du Lumpenkerl, ist das der rechte. Bis Du braver wirst, dann will ich Dir schon einen anderen holen. Aber früher nicht.“

Raffla erwartete Neue und Zerknirschung von ihm. Aber ihm fehlte die dazu nöthige Einsicht. Das wollte Raffla nicht. Soweit hatte sie ihn eben bisher noch nicht kennen gelernt. Sie wollte ihn einmal sanfter sehen, als er bisher gewesen war. Und er konnte nicht sanfter sein. Es war ihm einfach nicht gegeben. Aber denken konnte er so garstig, daß ihm für das Aufhören wohl gern ein Jeder etwas zugestanden hätte.

Eine Weile verstand es ihr neben ihm völlig das Gehör. Deshalb beendigte sie die Reinigung. Er wuschelte dann noch eine Weile. Aber seine Wehlaute wurden immer leiser. Endlich lag er ganz still da.

In seinem Gesicht war nun der Ausdruck einer freudigen Hoffnung. Darüber ersah Raffla bis in das tiefste Herz. Es war etwas geschehen, was sie am allerwenigsten vorausbedacht hatte. Sie hatte gerade das gethan, was sie nicht thun wollte.

Die Einreibung linderte plötzlich sein Gichtleiden.

Es ging wunder schnell mit der Besserung. Bald athmete er wie einer, dem um ein Ungefährliches wohlter geworden ist. Und seine Miene belebte sich immer freudiger. Es leuchtete eine Lustigkeit in ihnen, die noch viel größer war als seine gewöhnliche. Der armen Raffla wurde diesmal völlig angst. Dabei stieg ihr ein großer Jörn gegen den heimtückischen Geist auf. Sie lief mit der Flasche hinaus und zerstellte sie an der Ruhstallwand. Pauli hörte in seinem Bett das Klirren. Er wachte, was das zu bedeuten habe. Da lachte er plötzlich laut auf. Raffla hörte sein Lachen und es wurde ihr dabei vor Galle ganz schlecht.

Sie konnte sich nicht erinnern, jemals in ihrem Leben etwas so Verlehetes gethan zu haben.

Pauli lag lange ruhig in seinem Bette. Am Abend begann er sich dann zu rühren. Er hob erst ein Bein und ließ es wieder langsam nieder. Dann mochte er es mit dem zweiten Bein ebenso.

Raffla sah ihm zu. Aber sie mußte sich dabei vor Schreden niedersehen. Hernach hob er beide Beine zugleich, ließ sie aber nicht wieder zurückfallen, sondern schwang sie über den Betttrand hinaus und legte die Füße vorsichtig auf den Boden. Da sprang Raffla empor. Sie wollte zur Thür hinausfliegen. Aber Pauli lachte.

„Weißt Du Deine Schläge noch nicht?“ rief er. „Jetzt kriegt Du Deine Schläge noch nicht. Ich will erst in das Wirtshaus gehen und mich gehörig antrinken. Aber dann! Freu Dich!“

Er ging wirklich in das Wirtshaus. Und Raffla betam wirklich ihre Schläge. Aber deshalb liebten sich die Zwei doch.

Peter, der Feigling. Stiege von Hans Heinrich Ehrler. Peters Mutter war eine der Wittwen, die in dem hinterlassenen Kind ihr einsam gewordenen Leben ganz zusammenfassen und in einem stillen Glanz nachsommerlichen Glücks sich erhalten.

der nächsten Frauensele aufzusteigen. Peter mußte seine Mutter über alle schon halten. Er stellte sich zu ihr stets wie im Bild, als wollte er sich unvermerkt zum Betrachter machen. So mußte er sie selber manchmal vor dem Spiegel haben und seinen Kust mit ihr treiben. Er vergaß nie in meiner Gegenwart eine lebhaftige Lieblingstanz und doch ging deren ein steter unsichtbarer Fluß von ihm aus. Seine Augen standen voll ruhiger Zärtlichkeiten. Und sein Arm schmiegte sich über ihre Schulter vor, daß die schmale kindliche Hand lag herunter hing. So weiß wie die Hand der Mutter im schwarzen Kleidschoß.

Einmal, da Peter fort war, gingen wir wieder von ihm zu sprechen an: „Er ist wie sein Vater.“

Sie sagte das anders, als man sonst solche Vergleiche hört, schwer von einer schmerzlichen Heiligkeit.

Wie er seinem Vater auch gleicht und als sein Ebenbild heraufwächst. Ich muß mir oftmals vorstellen, ob nicht irgendwann auch ich jetzt als junges Mädchen noch einmal zu finden sein möchte. Für ihn. Ach, ich hab' mich fast in diesen absonderlichen Gedanken verliebt.“

Ihre Worte waren in eine Gluth gerathen und aufgegangen. Wie distrete Menschen einmal ihre liebsten Gedanken aussprechen.

Sie ging nebenan und brachte eine kleine gerahmte Photographie. Ich hatte das Bild noch nie gesehen. Es war Peters Vater.

Peter, wie er in acht, neun Jahren sein mußte. Das gleiche schöne schmachtige Gesicht. Nur schon leis beschattet und ermüdet. Und die gleichen Augen sprachen weiche innige Fragen aus.

Sie wuschelte das Bildchen leicht ab und gab es mir. Ihre Stimme zog tiefer an und fragte rasch: „Vergleichen Sie doch einmal! Und bitte genau! Er ist sein Vater? Peter hat nur das Eine nicht, das Etwas, das von der Krankheit? Nicht, nicht wahr? ... Peter ist frisch! — frisch!“

Sie hatte mich fest bei der Hand genommen. Ich antwortete ihr heiter. Aber in mir war ich tief erschrocken: Peter war sein Vater ...

Nach einer Weile fing sie in leichter geschürzten Ernst wieder an: „Und dann das Merkwürdige von Peter. Ich habe ihm eigentlich nie, wie das sonst die arge Sorge der Mütter ist, sagen müssen, daß er sich sauber halten soll. Er ging immer und ganz selbstverständlich frisch wie zur Sonntagskirche. Sah er dabei vielleicht mit seiner lieben Klugheit schon tiefer? Denn er war nie ein der kostbaren Reibenkinder, die eine müde Feigheit von der Berührung abhält. Ich hab' ihn immer in die Sonne geschickt. Und er spielte so lebhaft wie seine Kameraden. Ich mußte ihm manchmal die nassen Haare und das glühende Gesicht trocken, während er mir hochgehende Geschichten seiner Erlebnisse erzählte.“

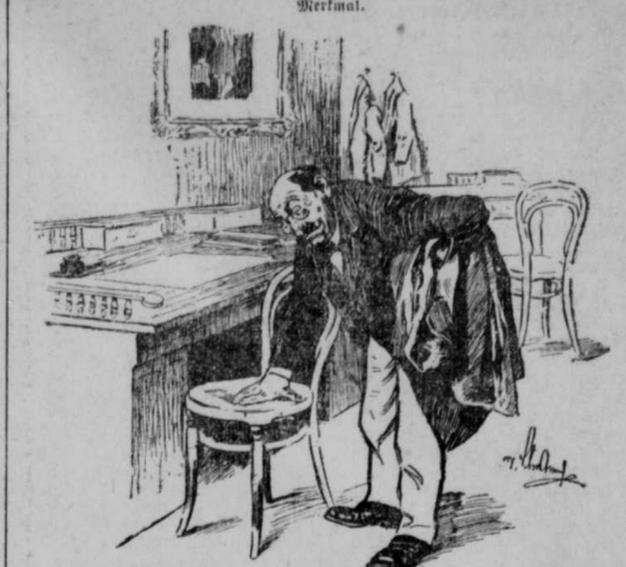
Sie sprach das fester und erhobener, als wollte sie sich selber damit noch einmal beschäftigen, daß Peter ein ungeborener, bubenhafter Junge sei.

„Vor etwa zwei Jahren fing Peter, wenn er von seinen Kameraden plauderte, häufig von einem an. Sauters Karl hieß er ihn. Der sei unheimlich stark und alle fürchteten ihn. Eine Großthat um die andere brachte Peter von dem Burschen heim. Er legte jeden nur so glatt auf den Boden. Und einmal habe er einer lebendigen Fledermaus den Kopf abgebissen.“

Zuerst sprach die allen Buben eigene Beunruhigung von der groben Stärke aus Peters Bericht. Dann aber kam allmählich eine Abneigung in ihm auf. Er kann den Karl nicht leiden. Er erzählte von Reibereien. Daß Sauters Karl es jetzt auf ihn abgesehen habe. Daß er ihn mit Büffen an der Wand herumstoße und ihn einen Feigling schimpfe, der sich nicht anzubinden getraue. Und die anderen lachten so froh dazu. Jetzt sei's einmal an dem — „Feinen!“

Als Peter mir das sagte, übernahm ihn ein grimmiges Weinen.

An einem Juniabend kam er, auf einen Kameraden gestift, heim. Eine ganze Schaar davon war mit vor's Haus gelaufen. Er war ganz still und setzte sich jäh auf einen Stuhl zusammen. Der andere unterrichtete mich jögend, daß Peter den Arm gebrochen. Das Uebrige mußte ich Peter selber fragen. Der hab' ihm's zu sagen verboten.



Gef (der drei Minuten nach Bureauschluss in die Geschäftsräume kommt): „Heut' sind sie wieder vor der Zeit fortgegangen ... jeder Sitz ist schon kalt!“

Dich gedacht. Ich darf Dir nicht weh thun. Und hab' an meine Kleider gedacht, daß es gerechnet hat und ganz schmutzig im Hof ist. Und da hab' ich den Sauters Karl angeschrien: Morgen Mittag beim-Baden, ohne Kleider, zeig' ich Dir, ob ich ein Feigling bin! Du bist so dreckig, daß ich Dich so nicht anlangen mag! Da hat der ganze Hof „Bravo“ geschrien. Und da hat der Sauters Karl mich wieder fahren lassen und warten müssen.

Alle Buben waren heut beim Baden. Sauters Karl lodte schon ausgegogen da, als ich kam. Er strich sich die verbrannten Arme und zog seine Muskeln auf und guckte sie an. Die Buben standen im Kreis herum und pöckelten. Als ich ausgegogen an Sauters Karl hintom, roch er schon arg nach Schweiß und jetzt erst sah ich, daß ich neben ihm eine ganz weiße Haut hatte. Es wurde mir ekelig vor ihm.

Aber dann begann ich mich nicht mehr und packte ihn an. Zuerst lachte er und wehrte sich kaum. Ich spürte wie die anderen dachten: Armer Tropf! Da schlag' ich ihm mit der Faust unters Kinn. Jetzt fluchte er wüth, packte mich am Hals und drückte mich hinunter. Ich spürte nicht mehr, wie er auf mich dreinschlug, nur daß es eine Schmach sei. Und von den anderen hörte ich nichts, bis ein Haufen kam und mit Säccien sein rothes, garstiges Gesicht von mir wearrh.

So ist's gegangen. Bist Du mir böse, Mutter?“

Peter lag nach dieser Geschichte leuchtend in den Kissen. Und ich glaube, ich hab' die Geschichte da oben fast mit seinen Worten wieder erzählt ...

Rauchende Genies.

Bismarck war bekanntlich ein starker und eisiger Raucher, der hauptsächlich die Weisse bevorzugte. Anders Goethe, der ein entschiedener Feind des Rauchens war und den Ausspruch that, daß ein wahrhaft genialer Mann nicht Tabak rauchen würde; er wäre überzeugt, daß Lessing nicht rauchte. Als davon einige Freunde des edlen Rauchabakts hörten, ließen sie sich die Mühe nicht verdrängen, bei der freibereit Hauskälterin Lessings in Wolfenbüttel anzufragen, ob Lessing getaucht hätte. „Ja“, erwiderte die Alte, „Schmauchen und schreiben konnte der Herr Lessing, aber sonst war er zu nichts zu brauchen.“ Goethes Ausspruch erklärt sich daraus, daß er überhaupt gegen alle Lebensgewohnheiten, die seinen ästhetischen Auffassungen nicht ganz entsprachen, eine große Abneigung hatte, und damals wurde von vielen Seiten gerade vom ästhetischen Standpunkt aus gegen das Rauchen eifrig angeklämpft. Gleichwohl muß Goethes Ausspruch, auch abgesehen von Lessings Beispiel, wundernehmen, da außer Lessing eine ganze Anzahl berühmter Männer, denen man die Genialität nicht absprechen kann und die alle vor Goethe oder mit ihm gleichzeitig gelebt haben, dem Tabakgenuß recht fleißig huldigten. So war Schiller, wenn auch kein Raucher, so doch ein hervorragender Schnupfer, der dieser Leidenschaft in einem solchen Grade huldigte, daß er stets unter der Nase einen kleinen Schnupfatabak selbst hatte. Der junge Voh meinte, selbst das hätte den großen Mann liebenswürdig geteilt. Schon lange vor dieser Zeit hatte sich der große englische Dichter Milton dieser Leidenschaft hingeeben, was übrigens der Theorie vieler Rauchautoritäten widerspricht. Es herrscht nämlich gerade

unter den leidenschaftlichen Rauchern vielfach die Meinung, daß man, um zum vollständigen Rauchen zu kommen, den Tabak nicht nur schmecken, sondern auch den Rauch sehen müsse. Das gehört zum Ganzen. Milton hatte sich aber die Leidenschaft erst angewöhnt, als er völlig erblindet war, und brauchte es als Zeitvertreib in einsamen Stunden. Der berühmte englische Satiriker Swift erklärte seine unstillbare Zuneigung zu dem edlen Kraut damit, daß er sagte: „Wenn ich nicht rauche, fällt mir nichts ein.“

Auch Byron äußerte sich wiederholt, daß ihn das Rauchen bei seiner dichterischen Produktion anregte. Interessant ist die Veranlassung, die den berühmten englischen Mathematiker und Astronomen Newton zum Rauchen verleitet hatte. Newton konnte ebenso wie später der allbekannte Berliner Aufsaland nicht begreifen, daß der Tabak einen Genuß verschaffen könne, und er nahm sich vor, der Sache wissenschaftlich auf den Grund zu gehen.

Er prüfte nun den Tabakgenuß so lange, bis er sich ihm angewöhnt hatte, und als er so weit war, sagte er: „Ich habe zwar noch immer keine wissenschaftliche Erklärung gefunden, aber einen Grund weiß ich doch schon: Ich rauche, weil mir's schmeckt.“ Auch der große Philosoph Kant ist in ähnlicher Weise von rauchenden Theoretiker zum Praktiker geworden, und als ihm seine Hauskälterin darüber Vorhaltungen machte, berief er sich auf Newton. Die gute Frau wußte aber nichts von Newton und fragte, wer das wäre, worauf der Philosoph erwiderte: „Wenn Ihr es auch wüßtet, würdet Ihr vom Rauchen doch nichts verstehen.“ Alexander von Humboldt ging es ähnlich mit der Leidenschaft für das Schnupfen, gegen die er lange Zeit vergebens ankämpfte. Obwohl er die Leidenschaft nicht bezähmen konnte, trug er doch keinen Schnupfatabak bei sich. Als er eines Tages mit einem Bekannten spazieren ging und unterwegs jede Weile in einen Tabakladen eintrat und sich eine Dütte Schnupfatabak kaufte und sie, nachdem er eine Prise genommen hatte, wieder fortwarf, fragte ihn sein Begleiter, warum er denn nicht Schnupfatabak in einer Dose bei sich trage. „Ich will mir das Schnupfen nicht angewöhnen“, erwiderte Humboldt gelassen, und trat wieder in den nächsten Tabakladen, um sich eine Prise zu holen. Unter den Feldherren war Blücher ein fanatischer Raucher. Seine Leidenschaft hinderte ihn aber nicht, durch Befehl das Rauchen auf offener Straße zu verbieten; doch glaubte er sich selbst den Genuß der Weisse auch unterwegs nicht verweigern zu sollen. Da kam er aber bei einer Schildwache schlecht an. Der Wachposten verlangte beim alten Hausdauben eine weitere Dose Weisse ab, da das Rauchen auf der Straße verboten wäre. „Aber, bist Du toll?“ wüthete der Marschall. „Ich rauche ja aus Gesundheitsrücksichten.“ Die Ausrede half ihm nichts, er mußte die Weisse abgeben, bekam sie aber später gegen ein Lösegeld von zwei Thälern wieder.

Wieviel Böse Kaiser Wilhelm schiefen kann!

Graf Zeppelin erzählte kürzlich eine kleine Anekdote von Kaiser Wilhelm II., mit dem er beim Grafen Stolberg-Wernigerode zur Jagd geladen war. Als nach beendigter Jagd abgeblasen war, näherte sich Graf Stolberg dem Kaiser und erzählte ihm, daß er alle Retards geschlagen habe und 64 Hirsche erlegt hätte. Die Opfer des kaiserlichen Gewehrs wurden in einer Doppellinie ausgelegt, und die zahlreichen Photographen, die sich immer wie zufällig in der Nähe des Kaisers aufhalten, schickten sich an, den kaiserlichen Jäger mit seiner Jagdbeute zu photographiren. Im Augenblicke aber, wo sich der Kaiser hinter die Stredde posierte, um sich im Bilde festnehmen zu lassen, hörte ihn Graf Zeppelin zu seinem Oberjäger murmeln: „Wierundszig Hirsche? Das scheint mir wirklich zu viel! Ich habe doch nur dreißig Schüsse abgegeben.“